

und Gesellschafterin jedenfalls triftige und ehrenhafte Gründe gehabt hat, wenn sie Ihre Wünsche nicht erfüllte."

"Ich bin davon überzeugt, Durchlaucht. Ich wollte nur bemerkbar machen, daß Herr v. Trota das Interesse einer Polin und einer Russin sich zu erobern gewußt, ich werde ihn in die Diplomatie bringen."

Die Prinzessin wandte sich unmutig ab, als halte sie es nicht der Mühe werth, ihre Freundin gegen die Bosheiten des Fürsten weiter in Schutz zu nehmen, aber sie hörte es, daß Wittgenstein zum Prinzen August sagte, er habe an dem Finger Trota's einen Diamantring bemerkt, der, wie er jetzt vermüthe, einen russischen Schliff habe. "Es wäre ein Verdienst um Berlin, das Sie sich erwürben, königliche Hoheit," fuhr er fort, "wenn Sie entdecken sollten, daß unsere neue chirurgische Berühmtheit sich entsetzlich blamirt hat. Die Polizei kann nichts machen, wenn die Aerzte sagen, daß die Russin keine Schwindlerin oder Abenteuerin sei, aber ich glaube es gern, daß eine kluge Frau die Wissenschaft düpiert, besonders wenn sie freigebig mit Diamanten ist."

"Durchlaucht haben die beste Gelegenheit dazu, das Räthsel zu lösen, wenn der Herr v. Trota Ihr Untergebener ist," verlegte der Prinz, "ich mag Keinem im Wege stehen, der in Ihrem Ministerium Carrière machen will; rechnen Sie also nicht auf mich — so gern, wie ich Ihnen diene — meine Abenteuer behalte ich für mich allein."

Damit wandte sich der Prinz ab, Wittgenstein nahm eine Priße, diese unerwartete Abfertigung ärgerte ihn umsomehr, als er sich sagen konnte, daß der Prinz jetzt Alles thun werde, die Russin gegen seine Recherchen in Schutz zu nehmen.

Als die Prinzessin Luise aus der Soirée nach Hause kam, war sie angenehm überrascht, daß Olga auf geblieben, um sie zu erwarten, obwohl sie dieselbe ein- für allemal gebeten, sich in solchen Fällen nach Belieben zur Ruhe zu begeben. In den wenigen Wochen, die Olga bei ihr verlebte, war das Verhältnis zwischen Beiden zu einem innigen, vertrauten Freundschaftsbunde geworden. Olga hatte es errathen, für wen das Herz der Prinzessin schlug, und die Prinzessin hatte entdeckt, daß Olga, obwohl sie es bestritt und das Gegentheil zu behaupten versuchte, einen lebhaften Eindruck festhielt, den ihr Reisegefährte auf sie gemacht.

Olga war von der Fahrt durch die Stadt bei Gelegenheit der Illumination auffällig verstimmt nach Hause gekommen, es war ihr anzumerken gewesen, daß sie eine innere Erregung verborgen, und sie hatte der Prinzessin, als diese in sie drang, gestanden, sie sei tief empört über eine Enttäuschung, die ihr geworden, sie habe erfahren, daß Jemand, den sie für werth ihres Wohlwollens gehalten, den niedrigsten Leidenschaften fröhne.

Die Prinzessin hatte nicht geruht, bis Olga ihr erzählt, wie sie aus Theilnahme für einen arglösen jungen Menschen denselben gewarnt, im Postwagen von politischen Dingen zu sprechen, wie sie infolge dessen in unangenehme Verührung mit einem Polizeispion gekommen und wie sie heute gesehen, daß der junge Mann, der ihr achtungswerth erschienen, betrunken mit einer ebenfalls trunkenen Dirne durch die Straßen gezogen sei.

Olga hatte trotz dieser Stimmung gegen Trota einige Tage später, als der Fürst Wittgenstein bei Gelegenheit eines Besuches im Palais Radziwill sie über ihren Reisegefährten auszuforschen versucht, mit der kurzen Erklärung geantwortet, sie habe nichts gehört, was denselben hätte compromittiren können, würde aber auch im anderen Falle sich nicht zur Denunziantin hergeben. Als der Fürst darauf gewagt, sie durch eine Neckerei zu reizen, hatte dieselbe sie dem Anschein nach tiefer verlegt, als dies möglich gewesen wäre, wenn ihr Trota gleichgiltig geworden.

Die Prinzessin hatte das Thema nicht wieder berührt, heute schätzte

sie sich bewogen, Olga mitzutheilen, was über Trota bei Hofe gesprochen worden war. "Vielleicht hast Du Dich doch getäuscht," sagte sie, "Wittgenstein hätte den jungen Mann wohl schwerlich im königlichen Hausministerium angestellt, wenn nicht die besten anderweitigen Zeugnisse den Zweifel an seinen politischen Gesinnungen aufgewogen hätten."

Olga lächelte bitter. "Ich bin erst kurze Zeit in Berlin," sagte sie, "aber ich habe genug gesehen und gehört, um Jemand, den der Fürst Wittgenstein auszeichnet, in moralischer Beziehung eher zu beargwöhnen, als darin eine Empfehlung zu sehen. — Du lebst in einer Gesellschaft," fuhr Olga fort, als die Prinzessin sie überrascht und bestreuet anschaute, "von der Du nur die glänzende Außenseite siehst, die Du, ich möchte sagen, nur im Galastreibe erblickst, und Du ahnst um so weniger, wie sie in Wahrheit aussieht, weil für Dich Alles nur die Staffage eines ritterlichen Bildes ist, dem Deine Träume und Gedanken gehören. Wer aber, wie ich, Gelegenheit hat, diese Gesellschaft in ihrem Treiben zu beobachten, zu hören und zu sehen, was nicht offen zur Schau getragen wird, der bildet sich ein anderes Urtheil, besonders wenn man ihn schon vorher darauf aufmerksam gemacht hat, wie wenig Gold unter dem Glitter verborgen ist."

Die Prinzessin lächelte ungläubig, sie wählte, die Stimmung der Freundin lasse ihr Alles düsterer erscheinen, aber Olga wies ihr nach, daß gerade unter dem Scepter eines Königs, der einfache Häuslichkeit liebte, der sein Land schlicht und gerecht zu regieren wünschte, dem jede Falschheit ein Greuel, die Heuchelei und die Konnexionswirtschaft ihre Organe feierten, und daß die überall mehr oder minder schamlos hervortretende Verderbnis der Sitten auch bis in die Hofkreise Berlins ihre Fäulnis getragen.

Die Prinzessin war nicht wenig erstaunt, als Olga ihr einige darauf bezügliche Details andeutete, es erschien ihr unerklärlich, wer ihre Gesellschafterin, die doch nur mit Personen ihres Umganges in Verührung kam, über die Geheimnisse der vornehmen Welt unterrichtet habe.

Das Antlitz Olga's heiterte sich auf, als sie darüber eine Frage stellte, ein Lächeln des Uebermuthes juckte wie ein Sonnenstrahl über ihr Antlitz.

"Ich habe eine Eroberung gemacht," sagte sie in scherzendem Tone, "aber das im wahren Sinne des Wortes, ich habe Jemand einen Korb gegeben, der sich eingebildet, er triumphirte schon über mich."

"Das mußt Du mir erzählen!" rief die Prinzessin neugierig. "Du Böse! Du hattest also ein Geheimniß vor mir? Das ist unverzeihlich!"

Es schien mir nicht der Rede

ernsten Ausdruck an.

(Fortsetzung folgt.)

Männigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Standbild der Königin Luise von Preußen im Thiergarten zu Berlin. (Mit Abbildung.) — Am 10. März 1880 wurde im Thiergarten zu Berlin das auf unserer Illustration dargestellte herrliche Denkmal der unvergesslichen Königin Luise von Preußen, der Gemahlin König Friedrich Wilhelm's III. und Mutter des Kaisers Wilhelm, enthüllt. Auf einem 4 1/2 Meter hohen, oben von einem Relieffries umgebenen Sockel erhebt sich die aus weißem Marmor gemeißelte Gestalt der Königin, das mit dem Diadem geschmückte Haupt ein wenig nach vorne gebeugt. Auf der linken Seite steht im Gürtel eine Rose, die rechte Hand hält den vom Haupte niederfallenden Schleier über der Brust zusammen, während die Linke die Falten der Schleppe faßt. Die allegorischen Relieffiguren des Sockels schildern die Zeiten schwerer Bedrängnis des Vaterlandes, den Auszug zum Kampfe und den Abschied der Krieger, die Wildthätigkeit der Frauen während des Krieges bei Krankenpflege und Armenunterstützung, und schließlich die



Standbild der Königin Luise von Preußen im Thiergarten zu Berlin.



Mailust.

Was hat in diesen schönen Tagen
Nicht alles sich das Herz zu sagen,
Wie rührt sich in der jungen Brust
Der Liebe Traum, der Jugend Lust!

Vom Fliederbusch die süßen Rösche,
So weich im Hauch der milden Kiste,
Der Nachtigall besetztes Lied,
Das innig Herz zum Herzen zieht.

Da schließt man gern die muntern Reihen,
Da wandelt Liebe stets zu Zweien —
Was lebt und weht, was hofft und blüht,
Ersieht lebendig im Gemüth.

Trauer über die Gefallenen und die Freude über die Heimkehrenden. Das Standbild ist von Professor Erdmann Enke meisterhaft modellirt und gegenüber der Bildhauere Friedrich Wilhelm's III. im Tiergarten aufgestellt.

Entführung der Stadt Brilon. — In Westphalen, in dem Winkel zwischen den Flüssen Ruhr, Alme und Diemel, liegt gar reizend im waldbekränzten Gebirge die Stadt Brilon. Auf der rothen Erde ist sie eine der ältesten Städte, denn ihren Ursprung verlegt die Sage in die vorchristliche Zeit. Als einst Kaiser Karl der Große, so erzählt sie, in den letzten Jahren seines Lebens sich in dem nun gänzlich unterworfenen Sachsenlande dem so geliebten Vergnügen der Jagd hingab, führte ihn sein Jagdeifer weit hinein in die damals natürlich noch viel dichteren Wälder. Gar bald kam er seinen Begleitern gänzlich aus den Augen und verirrete sich, den Spuren einer schnellen Hirschfah folgend, immer mehr in dem fast undurchdringlichen Dickicht. Bald brach die Nacht herein und schon fürchtete der Kaiser, daß ihm nichts Anderes übrig bleiben würde, als unter irgend einem Baume ein Nachtquartier zu suchen, als er plötzlich ein Licht durch die dichten Zweige schimmern sah. Er freute eilte er diesem Zeichen der Nähe einer menschlichen Wohnung zu und fand bald ein einsames Bauernhaus, welches mitten im Walde lag. Gern nahm der Bauer den müden Jäger auf, aber er meinte, derselbe müsse mit dem vorlieb nehmen, was er habe. Da der Bauer an der Kleidung des Kaisers, den er nicht kannte, merkte, daß der Jäger wohl ein vornehmer Mann sein müsse, so wollte er demselben das Beste, was er in seiner ärmlichen Hütte hatte, vorsehen. Er kochte daher einen recht steifen Roggenbrei, welcher dem Kaiser vortrefflich mundete. Gesättigt warf dieser sich auf das ihm bereitete harte Lager, auf welchem er infolge der gehabten Anstrengung ruhig und sanft schlief. Am frühen Morgen hörte er beim Erwachen, wie seine Ritter und Knappen vorfragten. Bald kam auch der Bauer in das Zimmer und erkundigte sich voller Bestürzung bei ihm, ob er der Herr Kaiser sei. Lächelnd bestätigte dies der Kaiser, erhob sich vom Lager und ging mit dem Bauer hinaus zu seinem Gesolge. Ehe er aber aufbrach, sagte er zu seinem Wirth: „Ich bin Dir dank schuldig für die gute Aufnahme. Zum Lohne für den Brei, der mit so vortrefflich mundete, sollst Du so viel Land zu eigen erhalten, als Du in einem Tage wirft umreiten können.“ Das ließ sich der Bauer nicht zweimal sagen. Kaum war der Kaiser fort, so fattelte auch er sein Ross und ritt während der Kaiser von Neuem der Jagd oblag, in einem großen Kreise rings um sein Haus herum. Um aber sein neues Eigenthum zu bezeichnen, hieb er in jeden großen Baum, an dem er vorbeiritt, einen Kerb und nannte hienach die ganze umrittene Fläche zum Andenken an das Ereigniß, welchem er dieselbe verdankte, Breilohn. Als sich aber später auf dieser zur Anlage eines Ortes so günstigen Stelle immer mehr Leute ansiedelten, welchen der Bauer einen Theil seines Besitzes verkaufte, entstand nach und nach eine Stadt, welche den Namen Brilon erhielt. [Dr. W.]

Was ein Kind fragen kann. — „Aber, Tantechen, was ist das?“ fragte ein kleiner Knabe, der mit seiner Tante auf der Eisenbahn fuhr, auf einen Heuschaber deutend. — „O, das ist Heu, mein Kind.“ — „Aber, Tantechen, was ist Heu?“ — „Heu, mein Kind, ist Heu.“ — „Aber, Tantechen, woraus macht man es?“ — „Heu entsteht aus Gras.“ — „Aber, Tantechen, wer macht das Gras?“ — „Gott, mein Kind.“ — „Aber, Tantechen, macht er es bei Tage oder bei Nacht?“ — „Tag und Nacht, mein Kind.“ — „Aber, Tantechen, auch Sonntags?“ — „Ja, immer.“ — „Aber, Tantechen, es ist doch schlecht, wenn man Sonntags Gras macht.“ — „Ach, ich weiß nicht. Sei doch ruhig, ich bin müde!“ Nachdem der Junge einen Augenblick ruhig war, fing er wieder an: „Aber, Tantechen, wo kommen die runden Sternchen her?“ — „Ich weiß es nicht; Niemand weiß es.“ — „Aber, Tantechen, hat der Mond sie gelegt?“ — „Jawohl,“ erwiderte die Tante, ungeduldig werdend. — „Aber, Tantechen, kann der Mond auch Eier legen?“ — „Ich glaube ja, mein Kind, aber laß mich jetzt in Ruhe.“ Kurzes Schweigen, dann ging es wieder los: „Aber, Tantechen, Bemo sagt, die Eulen sind alte Frauen?“ — „Willehlt, mein Kind.“ — „Aber, Tantechen, ich glaube, der Walfisch kann auch Eier legen. Hast Du schon einmal einen Walfisch auf seinem Nest sitzen sehen, Tantechen?“ — „Gewiß, mein Kind.“ — „Aber, Tantechen, wo war das?“ — „Ich wollte sagen, nein, mein Kind, aber Du mußt ruhig sein, Du machst mich nervös.“ — „Aber, Tantechen, was macht Dich nervös?“ — „Kind, Du fragst viel zu viel.“ — „Aber, Tantechen, hast Du schon einmal eine kleine Fliege Zucker lecken sehen?“ — „Ja, mein Her.“ — „Aber, Tantechen, wo war das?“ — „Jetzt seh' Dich auf Deinen Platz und sei augenblicklich still, oder ich werde verrückt!“ Ruhig, kein Wort mehr! [R.]

Sixtus IV. und Johann Wessel. — Der Papst Sixtus IV. bewährte sich auch auf dem Stuhle Petri und unter dem Zusammenströmen der schwierigsten und zeitraubendsten kirchlichen und staatlichen Geschäfte jene Liebe zu den Wissenschaften, die ihn aus einem gelehrten Franziskaner zum hohen Würdenträger und endlich zum Papste gemacht hatte. So zog unter anderen berühmten Männern auch der gelehrte Johann Wessel (geboren zu Grönningen 1419), Lehrer der Weltweisheit zu Köln, sein Auge auf sich, und als derselbe einmal eine wissenschaftliche Reise nach Rom machte, ließ er den-

selben zu sich in den Quirinal kommen, unterhielt sich lange mit ihm und gestattete ihm endlich, eine Bitte zu äußern, mit dem Versprechen, dieselbe zu erfüllen, sofern es nicht wider seinen Charakter stritte, das Erbetene zu geben, oder wider Wessel's Stand, es zu empfangen. Der Gelehrte verneigte sich zum Danke tief und bat — um eine griechische und eine hebräische Bibel aus der vatikanischen Bibliothek. Der Papst, an andere Bitten gewöhnt, schwieg einen Augenblick betroffen; dann sprach er kopfschüttelnd: „Seltsamer Mensch, warum erbatest Du Dir kein Bisthum? Ein Mann wie Du würde dem Episkopat zur Zierde gereichen!“ — „Weil ich keines gebrauche, heiligster Vater,“ war die bescheidene, doch selbstbewusste Antwort des Gelehrten, „und im Genuß der Lektüre jener geweihten Bücher auch vollends nie vermissen werde!“ [R. 3.]

Reichthum der Sprachen. — Ueber das Verhältniß der verschiedenen modernen Sprachen sind in neuerer Zeit interessante Aufstellungen gemacht worden. Die größte Verbreitung unter sämmtlichen lebenden Sprachen hat die englische, sie ist in allen Erdtheilen zu finden. Den größten Wortreichtum aber hat die deutsche, welche ungefähr 80,000 verschiedene Worte kennt, während die englische nach Homerell's Berechnung nur 43,566 und die französische sogar nur 28,000 in Gebrauch hat. Am leichtesten zu erlernen ist Französisch, am schwersten Deutsch; auch das Englische steht in dieser Beziehung weit hinter dem Französischen und Italienischen zurück. Man hat berechnet, daß ein englisches Kind durchschnittlich 2300 Unterrichtsstunden braucht, um im Lesen und Rechtschreiben dieselbe Stufe zu erreichen, welche ein französisches Kind nach 1300, ein italienisches nach 950 Stunden erreicht. — Renan hat in seiner Geschichte der semitischen Sprache bemerkt, daß das alte Testament nur 5642 verschiedene Wörter enthalte; ein anderer Sprachgelehrter, Max Müller, glaubt, daß ein wohlgebildeter Engländer, der eine höhere Schule besucht hat, seine Bibel, den Shakespeare, die Times und die gangbarsten Romane liest, im Gespräch doch kaum mehr als 3000 verschiedene Wörter gebraucht. Das kommt daher, daß sich gerade im Englischen ein Kreis ganz bestimmter, allgemein angenommener Ausdrucksweisen herausgebildet hat, die ein Jeder im Munde führt und von denen er nicht abweichen zu können glaubt. Shakespeare hat sogar alle seine Schauspiele mit nicht mehr als 15,000 Vokabeln geschrieben, und aus Milton's Werken hat man vollends nur 8000 verschiedene Vokabeln zusammengezählt. Der Wortschatz, mit welchem Dr. Martin Luther arbeitete, ist auf 11,000 bis 12,000 Wörter berechnet worden. [Th. W.]

Vor dem Staatsstreich. — Am Abend vor dem Staatsstreich, dem 1. Dezember 1851, wurde in Paris eine neue Oper „Blaubart“ aufgeführt. Morny, der Stiefbruder und Hauptthäter Louis Napoleon's beim Staatsstreich, saß in seiner Loge, Cavaignac, der wenige Stunden später gleich vielen anderen Personen, die dem künftigen Kaiser Napoleon III. gefährlich schienen, von ihm verhaftet werden sollten, gegenüber. Zu Anfang des dritten Aktes sang ein Chor der schottischen Leibwache die Worte: „Ohne Scham und ohne Mühe — verhaften wir hier Alle sie.“ Der Chor fand einen allgemeinen Applaus. Morny wußte wohl, weshalb er applaudirte; Cavaignac aber, der am nächsten Tage seine Hochzeit feiern wollte, ahnte schmerzlich bei den Worten des Chores, daß andere als Hymens Fesseln seiner hartten. [W.]



Im Eisenbahnwaggon.

Herr: Ist Ihnen der Tabakrauch unangenehm, meine Gnädigen? Die drei Damen (wie aus Einem Mund): Ja, mein Herr! Herr (streichelt sich ein Bündel Holz an): In diesem Falle müssen's umsteigen, ich werd' jetzt rauchen.

Grüneberger Wein. — Noch immer verfolgt der Volkswitz hartnäckig und unbarmherzig dieses Traubenblut, obgleich es viel besser ist, als sein Ruf. Einer der besten Scherze über das viel angepöbelte Getränk ist noch nicht alt. Die Grüneberger, erzählt man, hätten die edle Rebe, die den berühmten Wein „Lacrimae Christi“ (Christustränen) liefert, vom Besuz in ihre Berge verpflanzt, aber der Wein trage seitdem den Namen: „Lacrimae Petri“ (Petrustränen), weil, wer ihn trinke, hinausgehe und bitterlich weine. [M. L.]

Räthsel.

That'st in der Jugend Arges Du, Fort Kopf und Fuß, ging's gnäd'ger zu, Hat's Dich empfindlich wohl ereilt; Ward's Dir in Worten nur erheilt. Auflösung folgt in Nr. 21. R. Maurice.

Arithmogryph.

- 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11 ein Naturereigniß. 3. 5. 8. 10. 11. 5 ein Vogel.
- 4. 8. 2. 6. 5 der Name mehrerer Münzen 5. 3. 5. 2. 6. 2. 8. 5 ein weiblicher Name.
- 7. 8. 2. 10. 4. 5. 6 ein Berg in Deutschland. 8. 9. 7. 5. 6 eine biblische Person.
- 9. 4. 5. 8 ein Fluß in Deutschland. 10. 5. 3. 3. 5. eine deutsche Stadt. 11. 9. 8. 2. 6. 5. 6 ein Indianerstamm. [Johim Borchert.]

Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung des Räthfels in Nr 19: Reiter, Reiter, heiter.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Emil Hölzer in Temeßvar. Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönlein in Stuttgart.